

Wiesbadener Tagblatt.

41. Jahrgang.

Erscheint in zwei Ausgaben. — Bezugs-Preis: 50 Pfennig monatlich für beide Ausgaben zusammen. — Der Bezug kann jederzeit begonnen werden.

Verlag: Langgasse 27.

12,000 Abonnenten.

Anzeigen-Preis:

Die einspaltige Zeile für lokale Anzeigen 15 Pf., für auswärtige Anzeigen 25 Pf. — Werben die Zeile für Wiesbaden 50 Pf., für Auswärts 75 Pf.

No. 308.

Mittwoch, den 5. Juli

1893.

Ihr sozialpolitische Lage.

Der Mann der Wahlen ist verstimmt. Die politischen Parteien halten Umschau auf dem Kampffeld; sie suchen die Einzelheiten des schweren Ringens, die Ursachen von Sieg und Niederlage festzustellen. Bezeichnend für diese Wahlen war das stärkere Hervortreten zahlreicher wirtschaftspolitischer Forderungen. Dieselben wurden namentlich aus den mittleren Erwerbsklassen, den selbständigen Handwerkern und Kleinfachleuten, erhoben, und sie haben, wie der Ausfall der Wahlen und die Begleiterscheinungen beweisen, einen starken Widerhall in der Wählerschaft gefunden.

Auch die sozialpolitische Seite der Forderungen des Mittelstandes näher zu erörtern, die Anschauungen zu klären, das Erreichbare von dem Unerreichbaren, das Sittlich Gute von dem Schlechten zu scheiden, wird eine erste Pflicht der nächsten Zeit sein. Stärker als bei irgend einer früheren Wahl erlangt der Ruf nach einschneidenden staatlichen Reformen. Es würde von wenig Verständnis für die Bedürfnisse der Gegenwart zeugen, wollte man diesen Ruf ohne Weiteres als gänzlich unbedeutend zurückweisen. Es ist jedoch in der stillen Zeit, die auf die Erregung des Wahlkampfes folgt, ein solches, eine harte Notwendigkeit, auch für den Sozialpolitiker, zur Besonnenheit zu mahnen, darauf hinzuwirken, daß nicht Alles, was man fordert, deshalb klug und gut ist. Bei dem allgemeiner gewordenen Ruf nach der augenblicklichen von manchen Politikern für allmächtig gehaltenen Staatshilfe gilt es auch nachdrücklicher zu betonen, daß diese Hilfe mit Vorsicht anzuwenden ist. Es müssen neben den Mächten der Armee die Mächte jedes Singelnen betont werden.

Auch aus der letzten Wahlbewegung kann man die Befürchtung, daß staatliche Reformen und private Wohlfahrtsanstalten allein schwere Massenengstände noch keineswegs auszugleichen vermögen. Es muß das rein persönliche Wirken von Mensch zu Mensch auch im täglichen kleinen Bereich hinzukommen. Unsere Sitten muß sich ändern. Reformen, Flugblätter und Vorträge mit Massenversprechungen werden machen auf die arbeitende Bevölkerung nur geringen Eindruck, solange die Besessenen und Gebildeten in ihrer weit überwiegenden Mehrheit zu bequem oder zu hochfahrend sind, sich persönlich um Denken und Empfinden des Arbeiters zu kümmern, gegen ihn Mitleidlichkeit auch in dieser Beziehung zu üben. Nicht Almosen verlangt der Arbeiter, wohl aber Verständnis für seine Lage und Achtung. Von seinem feiner Mitleiden als Mensch zweiter Klasse behandelt zu werden, ist ein berechtigtes Verlangen jedes ehrenwerten Arbeiters. Er ist nicht mehr der stumpf dahinschleppende Hebel, er weiß, daß der Kulturfortschritt der Menschheit auch von ihm mit abhängt, er hat Einsicht und ein stark ausgeprägtes Ehrgefühl. Das letztere will nicht mißhandelt, sondern durch ein tatvolles persönliches Engagement befriedigt, die eigene in die richtigen Wege geleitet sein. Weiches ist für die sogenannten höheren Stände eine leichte Aufgabe. Trotzdem haben sie die letztere häufig vernachlässigt. Würde dieses nicht geschehen sein, so wäre auch wohl im letzten Wahlkampf der „Massenreiz der Arbeiterkataloge“ etwas weniger bedrohlich erklingen sein.

Ein Bild hinweg von dem politischen Kampffeld in die reinen Freuden der Natur ist heute auch für den Sozialpolitiker nicht ohne Nützlichkeit. Die Dürre der letzten Zeit wirkt in einzelnen Gegenden sehr niederdrückend auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Landbevölkerung. Die Trockenheit zieht dem Bauer die Kuh aus dem Stall. Im Schleuderregen muß er sein Vieh verkaufen, da sein Futter wadst. Hier ist ein Notlagegebiet, auf dem landwirtschaftliche Konsumvereine, landwirtschaftliche Darlehns-Kassen und ähnliche Gemeinschaften durch Beschaffung von Futtermitteln Gutes stiften können. Leider wird diesen segensreichen Einrichtungen von den Bauern noch viel zu wenig Beachtung geschenkt. Sie rufen auch heute in der Noth um die Erhaltung des Viehstandes nach der Hilfe des Staates; dieselbe möge gern gewährt werden und wird in manchen Gegenden, wo die Verhältnisse augenblicklich nun einmal liegen, auch wünschenswert sein, aber die gegenwärtige Noth sollte auch unter den Landwirthen dazu führen, den großen Werth der Selbsthilfe, wie sie sich in den landwirtschaftlichen Vereinigungen aller Art offenbart, mehr schätzen zu lernen.

Denn noch heute und immer ist es erforderlich, das alte deutsche Wort: „Selbst ist der Mann“ in Ehren zu halten. Allerdings darf die Selbsthilfe sich nicht wider das Wohl der Gesamtheit wenden. Falls vorhanden und zur Anwendung geeignet, schlägt sie den eignen Mann. Auch aus den wirtschaftlichen Kämpfen der Gegenwart lassen sich zahlreiche Beispiele zum Beweise nennen. Besonders die Auffassung der Selbsthilfe, wie es seitens der Arbeiter

vielfach geschieht, ist für diese schon oft von bitteren Folgen gewesen. Es lag die Gefahr vor, daß diese Art von Selbsthilfe auch in naher Zeit durch einen großen internationalen Vergarbeitskongreß, der vom Brüsseler Kongreß bekanntlich beschloß, wieder erstarkt werden sollte. Auf jenem Vergarbeitskongreß schlug die Streikluft hohe Bogen. Doch scheint jetzt die Besonnenheit ihr Recht zu verlangen. Ein deutliches Vergarmannsblatt schreibt, daß der Streik im nächsten Winter noch nicht stattfinden solle; man werde sich keinesfalls Hals über Kopf um den Achtstundentag in eine ausgedehnte Streikbewegung stürzen. Das ist jedenfalls sehr verständlich; Besonnenheit auf diesem klippigen Gebiet der Selbsthilfe ist eine große Tugend. Der Streik scheint also auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben zu sein, keineswegs aber die Agitation der Bergleute für den Achtstundentag. Die Regierungen wie die Erbsenverwaltungen werden nicht umhin können, dieser Forderung ernst prüfend näher zu treten.

Großmüthig gelingt es dann, auf diesem Gebiet unseres Wirtschaftslebens einen heiligen Kampf zu vermeiden, den auch im politischen Verkehr der Völker untereinander zu verhindern eine Hauptaufgabe der heutigen Menschheit bleiben wird. Es werden allerdings große Anstrengungen nötig sein, um dieses erscheinendste Ziel zu erreichen. So hat vor einigen Tagen auch das englische Unterhaus sich wieder mit der Einsetzung internationaler Schiedsgerichte befaßt. Ein Antrag des alten Gladstone wurde angenommen, der aussprach, das englische Unterhaus habe mit Genehmigung erfahren, daß der Kongreß der Vereinigten Staaten den Präsidenten ermächtigt habe, bei sich bietender Gelegenheit andere Regierungen aufzufordern, Streitige Fragen einem Schiedsgericht zu unterbreiten. Das Unterhaus sympathisirt herzlich mit dem in Aussicht genommenen Zweck und gebe der Hoffnung Ausdruck, daß die englische Regierung bereitwillig den Vereinigten Staaten die Mitwirkung auf diesem Gebiet gewähren werde. Jeder Fortschritt der Friedensfreunde, und dieser Beschluß des englischen Parlaments bedeutet einen großen Fortschritt, ist auch von den Sozialpolitikern warm zu begrüßen. Welchen Eindruck nach oben würde es für die gesamte Kulturwelt bedeuten, wenn blutiger Krieg aus dem Bereich der Möglichkeit kommen würde und die gewaltigen Militärkosten der modernen Völker dem sozialen Frieden dienlich gemacht werden könnten.

Dann würde die Frage der Arbeiterversicherung, die nicht nur Deutschland, sondern auch andere große Staaten gegenwärtig beschäftigt, jedenfalls leichter als heute zu lösen sein. In England existiert man seit einiger Zeit bereits die Errichtung eines Arbeiter-Staatspensionsfonds. Zahlreiche Vorschläge sind in dieser Beziehung gemacht, und man ist unter den Freunden eines solchen Fonds jetzt etwa über folgende Gedanken einig: das Staatsvermögen soll die Hälfte zu der Pension beitragen, die andere Hälfte soll von den Anspruchsberechtigten oder deren Freunden zugesprochen werden. Der Beitritt zum Pensionsfonds soll nicht obligatorisch sein, sondern in das Belieben jedes einzelnen Arbeiters gestellt werden. England ist das Land der Selbsthilfe. Diese stützt sich auch dort gegen die Einrichtung eines beratenden staatlichen Pensionsfonds und macht der Durchführung dieses Gedankens Schwierigkeiten. In Frankreich hat kürzlich der bekannte und in letzter Zeit vielfach scharf angegriffene Politiker Comand, der „Mann mit der starken Hand“, die Frage der Arbeiterfürsorge gleichfalls in einer großen, Aufsehen erregenden Rede mitemitert. Comand will die Arbeiter gegen Unfälle genügend versichert sehen, er will, daß für erwerbsunfähig gewordene Arbeiter auf dem Lande staatliche Hülfen eingerichtet werden und die Gewerbetheiligung der Arbeiter am Geschäftsgewinn gezielte Regelung erfährt.

So wird die Aufmerksamkeit aller hervorragender Politiker selbst unter den heftigsten Parteikämpfen und ernstlichen Staatsaktionen doch immer wieder auf die sozialen Forderungen der Zeit hingedragt.

Die „neue“ Militär-Vorlage

hat folgenden Wortlaut:

Artikel I. § 1. Die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres an Gemeinen, Gefreuten und Obergemeinen wird für die Zeit vom 1. Oktober 1893 bis 31. März 1899 auf 479.229 Mann als Jahresdurchschnittstärke festgesetzt. An derselben sind die Bundesstaaten mit eigener Militärverwaltung nach Maßgabe der Bevölkerungsverhältnisse beteiligt. Die Eingabefähigkeitsgrenzen kommen auf die Friedenspräsenzstärke nicht in Betracht. Die Stellen der Unteroffiziere unterliegen in gleicher Weise wie die der Offiziere, Sergeanten und Beamten der Festhaltung durch den Reichsbundesarzt. In offenen Interessensfällen dürfen Gemeine nicht versetzt werden. — § 2. Vom 1. Oktober 1893 ab werden die Infanterie in 538 Bataillone und 173 Halb-Bataillone, die Kavallerie in 455 Escadrons, die Feldartillerie in 494 Batterien, die Fußartillerie in 57 Bataillone, die Pioniere in 23 Bataillone, die Gebirgstruppen in 7 Bataillone, der Train in 21 Bataillone formirt.

Artikel II. Für die Zeit vom 1. Oktober 1893 bis zum 31. März 1899 treten den Dienstpflicht folgende Bestimmungen in Kraft: § 1. Während der Dauer der Dienstpflicht im stehenden Heere sind die Mannschaften der Kavallerie und der reitenden Feldartillerie die ersten drei, alle übrigen Mannschaften die ersten zwei Jahre zum ununterbrochenen Dienst bei den Regiments vertheilt. Im Falle notwendiger Vertheilungen können auf Anordnung des Kaisers die nach der Bestimmung des ersten Absatzes zu entlassenen Mannschaften im aktiven Dienst zurückbehalten werden. Eine solche Zurückbehaltung zählt für eine Lebung, in sinngemäßer Anwendung des letzten Absatzes des § 6 des Gesetzes, betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienst vom 3. November 1867 (Bundes-Gesetzblatt 1867, S. 131). — § 2. Mannschaften, welche nach einer zweijährigen aktiven Dienstzeit entlassen worden sind (§ 1), kann im ersten Jahre nach ihrer Entlassung die Erlaubnis zur Ausübung auch in der Zeit, in welcher sie zum aktiven Dienst nicht einberufen sind, verweigert werden. Die Bestimmung des § 60, Absatz 3, des Reichs-Militär-Gesetzes vom 2. Mai 1874 (Reichs-Gesetzblatt 1874, S. 45) findet auf die nach zweijähriger aktiver Dienstzeit entlassenen Mannschaften keine Anwendung. Auch bedürfen diese Mannschaften keiner militärischen Genehmigung zum Wechsel des Aufenthaltsortes. — § 3. Mannschaften der Kavallerie und der reitenden Feldartillerie, welche im stehenden Heere drei Jahre aktiv gedient haben, dienen in der Landwehr ersten Aufgebots nur drei Jahre. — § 4. Alle diesen Artikel entgegenstehenden Bestimmungen, insbesondere die bezüglich der Feststellungen des § 6 des Gesetzes, betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienst vom 3. November 1867, und des § 2 des Artikel V des Gesetzes, betreffend Änderungen der Wehrpflicht vom 1. Februar 1888 (Reichs-Gesetzblatt 1888, S. 11), treten außer Kraft.

Artikel III. Die Bestimmungen des Artikels II, § 1, erster Absatz, finden für diejenigen Mannschaften, welche nach zweijährigem aktiven Dienst hiernach zur Entlassung zu kommen werden, im ersten Jahre nach Inkrafttreten dieses Gesetzes keine Anwendung; jedoch zählt eine solche Zurückbehaltung für eine Lebung, bedingend eine einmalige Einberufung während des angeführten Zeitraumes.

Artikel IV. Die §§ 1 und 2 des Gesetzes, betreffend die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres vom 15. Juli 1890, S. 140, treten mit dem 1. Oktober 1893 außer Kraft.

Die der Militär-Vorlage beigegebene Motivierung ist kurz. Sie umfaßt nur vier gedruckte Seiten und bewegt sich durchaus in dem Gebotenssinn der schriftlichen und mündlichen Verlautbarung der Militär-Vorlage im vorigen Reichstag. Die Kosten betragen an dauernden Ausgaben im Ganzen 54.000.000 Mk., von denen jedoch zunächst nur 44.000.000 Mk. gefordert werden, der Rest erst im Laufe der Jahre. Die einmaligen Ausgaben belaufen sich auf rund 60 Millionen, von denen für 1893/94 48 Millionen verlangt werden.

Preussischer Landtag.

O Berlin, 4. Juli.

Abgeordnetenhaus.

Das Abgeordnetenhaus beschloß heute mit der Interpellation Graf Douglas, welche das Kriegsministerium gegenüber der Choleraepidemie zu ergreifen gedachte, in Verbindung mit der Denkschrift über die im Jahre 1892 gegen die Seuche getroffenen Maßnahmen. Abg. Graf Douglas begründet die Interpellation mit dem Hinweis auf die ungeheure Wichtigkeit, welche zweckmäßigen Vorkehrungen gegen diese Gefahr zukommt; er erwähnt namentlich eine sorgfältige Überwachung öffentlicher Versammlungen und Einrichtungen, der Schulen, des Wohnungs- und Schlafstellenwesens. Minister Pöffe verwies auf die bereits im vorigen Jahre getroffenen, in der Denkschrift dargelegten Maßnahmen, die sich im Allgemeinen wohl bewährt hätten. Es seien dabei noch weitere Erfahrungen gesammelt worden, jedoch man einer etwaigen neuen Epidemie wohlgerüstet gegenüberstehe. Zu Beginn der Sitzungs-Verhandlungen leit man im vorigen Jahre zu viel gegangen; hierin werde man künftig zurückhalten sein. Im Einzelnen schilderte dann der Minister die Verbesserung der Wasserversorgung, die in manchen Gegenden noch zu wünschen sei, und vertheilte sich über die Bekämpfung der Miasmen, die große Schwierigkeiten biete, aber in erster Linie der Vorbereitung der Epidemien. Abg. Graf Douglas (nat. lib.) wies besonders auf das Wasser als Choleraüberträger hin und gab dann Anträge auf eine zweckmäßige Militärreform, besserer Ausbildung der Ärzte, angemessener Stellung der Kriegspolizei. Es schloß sich vor allem eine Organisation des Kriegsfachwesens, eine Reorganisation, ein Ausbau der Kriegsmarine, ein Kurpfuscherverbot. Abg. v. Bülow (freik.) wünschte Mittheilungen über die Rekruten, welche durch die Bekämpfung der Cholera im vorigen Jahre erkrankt seien, und stellte die Bekämpfung der Cholera in der Zukunft als eine Verbesserung des Desinfektionswesens und der bakteriologischen Forschungswissenschaften sowie eine Feuerbekämpfung der Rekruten, minderten die Epidemien. Abg. v. Bülow wurde abgelehnt. Es folgte die Fortsetzung der gestern abgebrochenen Beratung des Antrags von Vos über die korporative Organisation des Landwirthschaftsverbandes und des Antrags v. Juchacz, betreffend Agrarpolitik und Wasserrecht. Die Debatte zog sich ohne besonderes bemerkenswerthe Ergebnisse noch eine Weile hin. Mit geringer Mehrheit wurde der Antrag v. Vos in dem schwachbesetzten Hause angenommen. Morgen: Petitionen.

Herrnhaus.

Das Herrenhaus verhandelte heute, neben einigen kleineren Gegenständen, die Petitionen über die Sachkassen.

Politische Tages-Bundschau.

Der feierlichen Situation der erstmaligen Versammlung eines neuen Reichstags und dem unmittelbaren Bewusstsein einer hochwichtigen Entscheidung entsprechend, wurde gestern der Reichstag von dem Kaiser in Person eröffnet. Die in allen Hauptstädten telegraphisch mitgetheilte Thronrede spiegelt durchaus den Geist der Sachlage wieder. Keine Schwarzmalerei und keine Drohung, aber ruhige, feste Entschlossenheit. Sie giebt zu, daß die europäische Lage

Die heutige Abend-Ausgabe umfaßt 6 Seiten.

Leichtigkeit der Luft, und diese ist es, die auf das Allgemeinwohl einwirkt, ergötzt und befruchtet und die Nerven gesund macht. Eine nicht geringe, ganz besessene Lust, die sich in der Luft kundgibt, ist die Ursache, weshalb die Bergbewohner zeichnen sich bei fast alledem Mangel an Lebenslust dennoch durch Fröhlichkeit und Glückseligkeit aus. Hier ist die Heiligkeit des eiferigensten Vektors, der Glückseligkeit, des Frohsinns und des Gelangs und die Wiege des Volksthebes. Nach den Berichten eines englischen Statistiker kommen in Weithen Selbstmorde sehr gar nicht vor. Das Gefühl der Glückseligkeit empfindet der Götter nicht weniger als wir Menschen. Freyung an die Natur, das Gefühl der Begegnung mit der Welt, die Lust an der Göttermiese, und sie macht unter heiligeren Göttern einen menschenfreundlichen Ausdruck. Die von einseitiger Arbeit auch einseitig überangrenzten Nerven des Meditationsmenschen finden hier wohlthätige Ruhe und durch Mangel an Druck Störung. Stundenlang kann man auf dem Kamine entlang wandern, ohne Rücksicht zu beirren, und Hellen erklimmen, ohne erschöpfte zu sein. Dieses Gefühl der Glückseligkeit auf den Höhen läßt sich erklären, wenn man bedenkt, daß die Luft in Höhen von 1000 Fuß über dem Meeresspiegel nur $\frac{1}{2}$ Densität hat. Die Oberfläche beträgt, in Luftdruck von 24,000 Fuß erfolgt, den man nicht in dem Maße merkt, da er oben in denselben Seiten verläuft, verringert sich auch in derselben Weise der Druck. Am auffälligsten erkennbar ist diese Thatsache an verschiedenen leblosen Gegenständen. Des Quecksilber im Barometer, das in der Höhe gewöhnlich 76 Centimeter, auch bis 78 Centimeter beträgt, sinkt in Höhen von 1000 Fuß auf der Höhe von 1000 Fuß auf dem St. Bernhard bis 54, Montblanc, St. Gervasio 53, und Chamonix sogar bis 37 Centimeter herab. Auf der Schneeflosse steigt das Wasser schon bei 70 Grad. Auf den Höhen läßt sich ferner Fleisch nicht weich kochen, weshalb man sich hier auch der papinischen Töpfe bedient, das heißt solche mit ganz geschlossenen Deckeln, um durch den entstehenden Dampf den Gegenständen nöthigen Luftdruck dazu zu erhöhen. Hier wiederum lassen sich hier nicht herbeiführen. Wägen der Menschen läßt sich nicht dieser Unterschied der Luftdrucke nicht in der Höhe, sondern auch empfinden. Darum ist es nicht möglich, das menschliche Großhändler jede freie Zeit und womöglich jeden freien Sonntag dazu benutzen, um sich folgen oder per Bahn in Göttern nach den Bergen zu rufen. Sie verfolgen einen inneren Drang und thun nur recht daran.

Beilage zum Wiesbadener Tagblatt.

No. 308. Abend-Ausgabe.

Mittwoch, den 5. Juli.

41. Jahrgang. 1893.

(20. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Nur eine halbe Stunde!

Roman von A. Nordmann.

„Nur nur gut sein, Sophie,“ sagte ihr Gegenüber begütigend. „Dadurch zu reden, wird immer noch Zeit sein.“ Das junge Mädchen hatte nichts dagegen, diesen Gegenstand fallen zu lassen, sie bat Wilhelm nur, darüber gegen den Alten zu sprechen, und knüpfte daran die Frage nach der Ursache von Ebelts stiller Laune.

„Ich spreche darüber nicht gern,“ erwiderte Wilhelm zögernd. „Der Alte hat seit langen Jahren ein Lieblings-Projekt gehabt, das man ihm durchkreuzt hat. Nun hoffte er, bei mir so viel Unterstützung zu finden, daß er es mit meiner Hilfe doch durchsetzen könnte, und ich bin ihm darin nicht entgegengekommen. Das verstimmt und verbittert ihn.“

„Darf ich nicht wissen, was für ein Projekt das gewesen ist?“ fragte Sophie gespannt.

„Wenn Du es verschweigen willst, ja. Es betraf Dich selbst — er wollte Dich verheirathen.“

„Wah?“ rief Sophie, noch mehr empört als erstaunt.

„Nicht verheirathen? und bitte mit wem?“

„Niemand anders als ich selbst sollte der glückliche Gatte eines so schönen Mädchens werden.“

Sophie ging auf diesen leichten Ton nicht ein, und Wilhelm's Eigenliebe erlitt einen empfindlichen Stoß, als sie mit ungeheurer Eile fragte: „Wie war es möglich, daß man über mich verfügte, ohne mich zu befragen? Zu fragen, wie ich über ein so unglückliches Projekt dachte?“

„Aber meinte, Du wärest nichts dagegen haben?“ — meinte Wilhelm etwas unsicher. „Wie kommt er dazu?“ rief Sophie mit flammenden Augen und Wangen. „Wenn ihr auch Alle einverstanden wäret, mich hätte ich niemals zur Ehe mit einem Manne gebracht, den ich nicht liebe oder lieben kann, und dessen ganze Denkweise mir zudem in tiefer Seele zuwider ist!“

„Seine Ansichten sind nicht eben rücksichtsvoll gewählt,“ sagte Wilhelm verlegt.

„Sie drücken genau aus, was ich meine,“ entgegnete Sophie nachgiebig, „und sind einer Handlungsweise angemessen.“

Beide schwiegen — Wilhelm, weil er nichts Rechtes zu sagen wußte, Sophie, weil es in ihr gährte und kochte. Mehr und mehr reifte in ihr der Entschluß, den Obersten Meulengracht um Rath zu fragen. Auch in diesem Punkte kam ihr der Zufall entgegen. Ebelts erhielt am nächsten Morgen den Auftrag, nach Cassel zu reisen, um einen Posten neuer Maschinen für die Fabrik zu übernehmen; auch Wilhelm reiste fort, und so konnte Sophie nach Tannrode fahren, ohne nach einem Vorwand für ihre Entfernung suchen zu müssen.

Meulengracht schüttelte zu der entschiedenen Weigerung Sophies, ihre Kenntnis der Verhältnisse auszunutzen, und zwar zu einem Druck auf Stachelung, den Kopf, und doch konnte er ihr bei näherer Ueberlegung nicht Unrecht geben.

Die Tochter konnte nicht gegen den Vater ausgespielt werden, wie er es eine Zeitlang gedacht hatte.

So sicher Sophie in diesem Entschlusse gewesen war, so empfand sie es doch als eine große Erleichterung, daß derselbe die Zustimmung des Obersten hatte. Selten hatte sie sich so wohl gefühlt wie heute auf Schloß Tannrode — äußerlich und innerlich. Sie sah dem Obersten in seinem Arbeitszimmer am behaglich wärmenden Kamin gegenüber, und er plauderte mit ihr so zutraulich und gemüthlich, daß sie ein Gefühl hatte, als käme sie diesem Manne blindlings Alles vertrauen, was ihr das Herz schwer und zweifelhaft machte. Wie ganz anders war dieser Charakter als der mürrische Ebelts, der an Nichts Freude hatte und Keinem Freude machen wollte!

„Sie haben noch Etwas auf dem Herzen, nicht wahr, Sophie?“ fragte Meulengracht herzlich, als er bemerkte, wie sie nach einem passenden Uebergang suchte. Das junge Mädchen gab das ohne Mißthun zu und legte ihm ihre Zweifel bezüglich des Werkmeisters vor, wobei sie ihm auch den Inhalt ihrer Unterredung mit Wilhelm nicht verschwie. Ueber diese war der Oberst sehr belustigt, und er konnte Sophie nicht genug loben, daß auch ihrerseits der ihm bekannte „verrückte Plan“ eine so kräftige Zurückweisung erhalten hatte.

Ueber die Sache mit dem Werkmeister sann er einige Zeit nach, schließlich meinte er: „Es ist unnütz, uns darüber den Kopf zu zerbrechen; wenn Du dort in dem Hause bleibst, so wüßtest Du auch in dieser Frage ganz gewiß das Richtige finden; Dein Gefühl würde Dich darin nicht täuschen. Aber Du darfst bei Ebelts nicht bleiben. Du mußt zu mir kommen, und ich werde Dich heute überhaupt nicht fortlassen. Für die nötigen Mittheilungen werde ich schon Sorge tragen.“

Sophie legte die Hand auf seinen Arm, um ihn am Weiterreden zu verhindern. Sie hatte diese Idee schon selbst gehabt, aber mit schwerem Herzen verworfen.

„Es geht nicht, Onkelchen,“ sagte sie traurig. „Es würde undenkbar gegen Ebelts sein, und ich wüßte nicht, wie ich Ihre Güte gegen mich lohnen sollte. Dort bin ich unentbehrlich, hier...“

„Unfall!“ warf Meulengracht in seiner kurz angebundenen Weise hin. „Dankbarkeit gegen Ebelts — Vah! Das weiß ich besser! Und Du gehst hierher, gerade so gut wie —“

Er sprang auf und that unruhig einige Kreise; und Durcrgänge durch das Zimmer. Endlich schen er zu einem bestimmten Entschlusse gekommen zu sein; er zog die Klingel und trug dem eintretenden Diener auf, Fräulein Ebelts zu ihm zu bitten.

„Hast Du das Bild Deiner Mutter bei Dir?“ fragte er dann Sophie. Statt aller Antwort zog sie das kleine Aquarell, das sie immer bei sich trug heraus aus dem Busen und gab es ihm; Meulengracht entnahm einem Fache seines Schreibtisches eine Photographie: dieselbe, welche er Norbert gezeigt hatte, und legte beide Bilder nebeneinander. Sophie sah einen Schrei der Ueberraschung aus, als sie die Ähnlichkeit der beiden Bilder untereinander und mit sich selbst gewahrte.

„Nicht wahr, es ist seltsam?“ sagte der Oberst. „Du wirst das Original gleich kennen lernen — es ist meine Tochter Ebelts, die Du Gesellschaft leisten sollst. Ich werde Euch nun ein wenig näher mit einander bekannt machen — denn von hier fort kommst Du nicht wieder.“

Sophie widersprach nicht mehr, kaum schien sie die Worte Meulengrachts gehört zu haben; wie von einem unbewinglichen Janber gebohrt, konnte sie die Augen nicht von den Bildern abwenden; sie hörte es auch nicht, als mit leisem Geräusch die Thür aufging und elastische Schritte sich näherten; erst als der Oberst sie sanft bei der Hand faßte, fuhr sie erschrocken, wie aus einem tiefen Traume auf und sah sich nimmer verwirrt und überhäuft dem Urbilde der Photographie gegenüber, das feinstes große dunkle Augen verwundert auf sie schielte.

„Das ist mein Töchterchen,“ sagte der Oberst, „und Dir, liebe Ebelts, stelle ich hier mein Pächchen Sophie vor — ihr sollt gute Freundinnen werden und euch lieb gewinnen.“

Die beiden jungen Mädchen drückten sich wortlos mit inniger Wärme die Hand, so standen sie einen Augenblick, beide wie von einem geheimnißvollen Zuge zu einander hingezogen und doch wie von etwas Räthselhaftem, das zwischen ihnen stand, auseinander gehalten. Meulengracht machte der stummen Scene ein Ende, indem er Beide nötigte, auf einer Canape Platz zu nehmen, während er selbst sich wieder vor dem Tische niederließ. Ebelts ließ Sophies Hand nicht wieder los, und so saßen Beide da, mit den Augen an Meulengrachts Munde hängend und ihm jedes Wort von den Lippen wegenehmend.

Der Oberst erzählte die Geschichte von der schönen Sawitri und dem blonden Deutschen, der ihre Liebe erworben, wobei er nur das wegstieß oder milderte, was ihm für Ebelts Ohren unangenehm erschien. Als er bis zu dem Ereignis gelangt war, welche schließlich zur Entfremdung und Trennung des Ehepaares geführt hatten, fuhr er also fort: „Dir, liebe Sophie, ist schon bekannt, wie Sawitri von ihrem Gatten, Deinem Vater, getrennt wurde. Sawitri gab später zwei Mädchen das Leben, deren eines Du bist. Wie es kam, daß Du mein Pächchen wurdest und zu Ebelts gelangst, hast Du ebenfalls schon erfahren, aber das Taseln und das Schicksal Deiner Zwillingschwester blieben Dir bis jetzt verborgen. Merkwürdiger Weise neigt sich ganz besonders das Herz derjenigen Zwillingschwester, das nicht mein Pächchen geworden war, einem oft bei der Mutter her Kinder verklingenden, einsamen Manne zu, und das Herz dieses Kleinwunders, der selten Liebe gewohnt und der doch so sehr empfänglich für Liebe war, wurde warm bei den Zärtlichkeiten des Kindes, das seine Liebesfugungen in einer fast stürmischen, leidenschaftlichen Weise ihm entgegenbrachte. Als dann später die Mutter der beiden Kinder starb, die damals noch hilflose, kleine Geschöpfe waren, beschloß er, seinem einsamen Leben einen neuen Reiz, ein langgeheutes Glück zu geben, indem er das in so rührender Weise an ihm hängende Kind zu sich nahm in sein Haus.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Guttapercha, ihre Gewinnung und Verwendung.

Ein Stoff, dessen Werth mit der Entwicklung der Elektrotechnik als fortwährend steigt, ist die Guttapercha. Obgleich dieselbe ein Material darstellt, welches gerade nicht in die Hände eines jeden kommt und vielen wohl überhaupt nur dem Namen nach bekannt sein dürfte, möchten doch gerade deshalb einige Mittheilungen darüber von Interesse sein. Die Guttapercha stellt, so schreibt das techn. Bureau von A. Bader in Berlin, den gewonnenen Milchsaft eines in den malaiischen Wäldern, auf Sumatra, Java und den Inseln des östlichen Archipels vorkommenden, ganze Wälder bildenden Baumes dar, und wurde das Produkt von den Eingeborenen schon von jeher zur Herstellung von Krügen, Schalen, Messergriffen und anderen Gegenständen benutzt. Was die Guttapercha für uns hauptsächlich werthvoll macht, ist ihre Eigenschaft, ein absoluter Nichtleiter der Electricität zu sein; dazu kommt, daß sie in warmem Wasser knetbar und plastisch wird, sich also zum Einhüllen elektrischer Leitungsdrähte und Kabel vorzüglich eignet; ferner ist dieselbe völlig unempfindlich gegen Säuren, Meerwasser und Alkalien. Ihre Eigenschaft, in warmem Wasser plastisch und knetbar zu werden, macht sie auch sehr dazu geeignet, Abdrücke von Münzen, Holzstücken u. dergl. zu nehmen, die nachher als Formen zum Niederschlagen galvanischer Kopien dienen und alle Feinheiten getreu wiedergeben. Ebenso dient sie zum Auskleiden der in der Galvanoplastik gebräuchlichen hölzernen Gefäße, und können die einzelnen Platten leicht durch Bestreichen der Wände mit heißem Wasser zu einem Ganzen vereinigt werden. Im Jahre 1843 lernte der Engländer Montgomerie den interessanten Stoff zu Singapur kennen, und er erkannte auch sofort dessen werthvolle, wichtige Eigenschaften; nachdem er Proben nach England gebracht, erfolgte auch sofort die Einfuhr der Guttapercha nach Europa im großartigen Maßstabe. Es begann nun eine wahre Ausrottung der von den so genannten Bäumen gebildeten Wälder, indem man die Bäume einfach fällte, der Rinde entkieselte und so den Milchsaft gewann; auch die schon erwähnte Methode, die Rinde einzuschneiden und den Saft zu sammeln, führt fast stets zum Eingange des Baumes. Wurden doch im Jahre 1884 allein nicht weniger wie drei Millionen Bäume Guttapercha

nach Europa gebracht, was den Verlust von 12 Millionen Bäumen bedeutet! Und dabei ist noch der schwerwiegende Umstand der, daß zur Saffengewinnung jüngere, noch keine Früchte bringende Bäume vorzüglich verwandt werden.

Mit dem wachsenden Verbrauch der Guttapercha und dem Verschwinden der Bäume ist selbstverständlich auch der Preis des Materials beträchtlich gestiegen; während 1889 ein Kilo noch etwa sieben Mark kostete, beträgt der Preis heute fast das Doppelte. Die holländische Regierung, welche selbstverständlich ein großes Interesse daran hat, diese Geldquelle nicht verfehlen zu lassen, hat nun wirklich alle Mögliche gethan, die Erhaltung der Bäume anzupreisen, und sind denn die Bemühungen derselben von bestem Erfolge gewesen als ein Professor Jungfleisch eine ganz neue Methode der Guttapercha-Gewinnung erfand, welche das Leben des Baumes nicht im Geringsten beeinträchtigt. Derselbe entdeckte nämlich, daß nicht allein die Rinde des Stammes die werthvolle Guttapercha geben, sondern daß letztere ebenso gut auch in den Zweigen und Blättern, allerdings mit anderen Harzen und Gummis vermischt, vorkommt. Da aber Guttapercha in Benzol und Schwefelkohlenstoff löslich ist, kam er auf den Gedanken, die getrockneten Blätter und geriebenen Zweige mit diesen Stoffen zu extrahiren, und fand, daß auf diese Weise verhältnismäßig viel mehr Guttapercha gewonnen werden kann, wie durch Anzapfen der Stämme oder Fällen der Bäume; beinahe die Hälfte der so gewonnenen Guttapercha 10 pCt. vom Gewicht des verwendeten, extrahirten Laubes. Als praktisch am besten verwendbares Lösungsmittel fand Jungfleisch das Toluol, einen im Steinölentfänger enthaltenen Kohlenwasserstoff. Da dieses aber erst bei 110° siedet, kann das Lösungsmittel nicht auf einfache Weise, durch Destillation der filtrirten Lösung, von der Guttapercha getrennt werden, wohl aber gelang dies durch Einleiten von heißem Wasserdampf, welcher die einzelnen Theilchen der Guttapercha ausfällt, sobald sich schließlich das Toluol völlig von dem breiigen Gemisch von Guttapercha und Wasser trennt und das Produkt durch Auspressen rein erhalten werden kann. Die so gewonnene Guttapercha unterscheidet sich in keiner Weise nachtheilig von der bisher in den Handel gebrachten; die Entdeckung des Professors Jungfleisch bezeichnet aber gewiß wieder eine schöne Anwendung der theoretischen Wissenschaft zu praktischen, Jedem zum Vortheil gereichenden Zwecken.

Vermischtes.

* Vom Mars. Zu Arequipa in Peru, 2430 Meter über dem Spiegel der See, ist von der Harvard-Universität in Cambridge (Massachusetts) ein Observatorium eingerichtet. Es steht unter der Leitung von W. S. Pilling und hat, begünstigt durch die ungewöhnliche Klarheit und Ruhe der Luft in jener Höhe, wichtige Untersuchungen anzustellen können. Von besonderem Interesse sind die bei der letzten Eröfnung des Mars dort angestellten Beobachtungen über die letzten Planeten. Es ergab sich, so schreibt die „N. Z.“, daß in der Atmosphäre desselben in Höhen bis zu 30 Kilometer gewaltige Wolkenmassen vorhanden sind, daß aber die Atmosphäre selbst weniger dicht ist, als unsere irdische Atmosphäre. Die von Professor Schiaparelli entdeckten langen, geraden Kanäle der Marsoberfläche wurden ebenso gesehen wie in Mailand, daneben noch andere kleinere, von denen einige nur wenige Meilen Breite haben. Beobachtungen der Kanäle zeigten sich diesmal nicht, was Professor Schiaparelli auch vorhergesagt hatte. Gewisse dunkle Regionen der Marsoberfläche waren von schmalen schwarzen, gekrümmten und verzweigten Linien durchzogen, die an unsere Flußthäler erinnerten. Doch waren diese Linien zu breit, um Flußbetten zu sein, vielmehr bezogen sie aber den Lauf von Flüssen auf dem Mars. Zwei ausgedehnte Flächen der Oberfläche des Planeten zeigten sich unter sehr günstigen Umständen blau und sind wahrscheinlich Meere, andere dunkle Flächen erschienen zu Zeiten grünlich, zu anderen Zeiten röthlich. Diese grünen Flecke zeigten sich selbst bisweilen in der Mitte der Pole, obgleich diese sonst weiß und wahrscheinlich von Eis- und Schneeflächen umgeben sind. In der Mitte der Pole wisse, äußerst kleine schwarze Punkte von 30–100 englischen Meilen Durchmesser. Sie zeigten sich weiß da, wo 30–100 Meilen sich vereinigen, im Ganzen wurden mehr als 40 derselben entdeckt. Pilling bezeichnet sie als Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die Oberfläche des Mars, die nachher in der Mitte der Pole anheben zu wollen. Die nächste Eröfnung des Mars findet im kommenden Jahre statt. Der Planet bleibt dann zwar etwas weiter von der Erde entfernt, als 1892, allein dafür hat er einen günstigeren Stand am Himmel, und man darf auf fernere Aufschlüsse über die Beschaffenheit seiner Oberfläche rechnen.

* Die Schätze des Kaisers Maximilian. Aus der Stadt Mexico wird unter dem 10. v. M. berichtet: Zu einem höchsten Archiv wurden jüngst alte Dokumente aus der Zeit der Herrschaft des unglücklichen Kaisers Maximilian gefunden, welche bezeugten, daß auf Befehl des österreichischen Erzherzogs Maximilian, Gold- und Silbergeschätze und Edelsteine im Gesamtwerthe von 2 Millionen Dollars in den unterirdischen Bezelen eines Hauses der Verputzstraße eingemauert wurden. Auf Anordnung der Regierung wurden in dem bezeichneten Hause sofort Nachgrabungen vorgenommen, und es gelang es, einen Theil des verborgenen Schatzes zu heben. Die Funde und Schätze in einer Tiefe von weniger als ein Fuß unter irdischen Fuß, welches mit Goldstaub gefüllt war, auch entdeckte man mehrere Stücke schweren Silbergeschützes. Die weiteren Ausgrabungen wurden durch das plötzliche Einbringen großer Wassermassen gehindert, doch wird das Beet wieder aufgenommen, sobald man das Wasser abgeleitet haben wird.